Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

**Band:** 7 (1917)

Heft: 8

**Artikel:** Die Wölfe der Schweizeralpen

Autor: [s.n.]

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-634484

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 29.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

den über Nacht, das Haus mußte mir von nun an fremd sein, es ging mich nichts mehr an, das alles war ein Traum. Und Träume vergehen schnell und nichts bleibt als eine dunkle Erinnerung.

Ich wurde mude vom Berganschreiten. An der Partmauer, der ich auf feinem Rieswege entlang ging, stand eine Bank, die ich wohl kannte und die ich liebte, weil man zu Füßen so wohlig und friedlich die Stadt ausgebreitet hatte mit all den fühnen Bruden, mit dem schlanken Münster und all den andern Türmen und Toren. Jetzt eben begann ein schönes, feierliches Glodenläuten und mir wurde wohl und wehe dabei, es war fast wie ein Trost, fast wie eine leise, schüchterne Stimme, die sagte: Ich bleibe bei dir. Ich war im Begriffe, mich niederzusetzen, als mich ein paar Schritte vor der Bank der liebliche, sanft abfallende Rasen so freundlich und warm anlachte, daß ich mich rasch entschlossen unter ein Buchsgebusch ins Gras warf und auf dem Rücken liegend in die blaue Unendlichkeit des ewigen Himmels staunte. Es war nun ganz still, weit und breit feine Bewegung. Nur die Glodentone zitterten durch die milde Luft, bald laut, wenn der Föhn stärker atmete, bald leise, wenn er wie ein sanfter Rinderhauch zerrann. Wie ich so lauschte und der Simmel über mir immer aleich rein war, verging allmählich der Schmerz und ein gelindes Wohlsein schauerte wie Frühlingswonne durch mein Blut. Ein sußes Befreitsein, eine wohlige Apathie bemächtigten sich meiner. Ich hätte sterben können in dieser Stunde, keine Todesangst, keine Furcht vor dem Ungewissen wären schmerzvoll zu mir gekommen. Es war ja alles, was fortan geschah, so furchtbar gleich und nichtig.

Stimmen schredten mich nach einer Weile aus meinem verträumten Zustand auf. Ich drehte mich um und sah, wie ein Gymnasiast mit einem schlanken Mädchen auf meine Bank sich setze. Die beiden konnten mich nicht sehen, das

Buchsgebusch verdedte mich ihnen.

Es war ein strammer, gesunder Bursch mit braunem, männlichem Gesicht. Daher sah es fast komisch aus, wie er sich zärtlich um sein Mädchen bemühte, das zögernd nur sich gesetzt hatte und trot des warmen Sonnenscheins den dunkeln Belz höher in das feine, vornehme Gesichtlein 30g. "Mußt Sorge tragen, Grete," sagte er mit etwas oberflächlicher Besorgnis, "das Wetter ist verdammt gefähr= lich. Die giftigen Dunfte steigen zu dieser Zeit aus dem Boden, sagte mein Onkel immer, der ein Bauer war und ein Philosoph dazu." Dabei zog er seinen Mantel aus und breitete ihn der Grete über die Knie. "Mach doch nicht folch ein Wesen mit mir, Gust," wehrte sie mit feinem, überlegenem Lächeln. Er aber schaute sie ganz glückselig an, sichtlich gerührt von der feinfühligen Tat, und strich mit etwas ungelenker Zärtlichkeit dem Jüngferchen das wirre dunkle Haar aus dem Gesicht. — "Weißt, Grete, jeht wird es dann herrlich! Und es ist doch gut, daß ich mir endlich einmal ein Berg gefaßt habe und dir gestern flipp und flar eine wahrhaftige Liebeserklärung in die Ohren flüsterte. Hart genug ist's mich angekommen und ich glaub, ich wollte lieber zehn Auffähe schreiben, als noch einmal die gleiche Litanei herunterzuleiern." "Drum hab ich mich wohl so lange gedulden mussen, du Lakoner du," neckte sie. "Hab halt auf den Frühling warten mussen, Gret. Solche Dinge pflegen nur im Wonnemonat zu geschehen, sagte mein Onkel, ber Bauer und Philosoph. Und ich erganze: Und einzig und allein der Frühling hat mir die Junge gelöst, und ich bin geschwätig geworden wie da oben im Baum der Buchfink, der immer wieder das nämliche Liedlein von Stapel läßt."

"Aber wir sind doch noch gar nicht im Mai, Gust. Du wirst sehen, wie manchmal es noch schneit, bis wir so weit sind," entgegnete sie wieder mit der freundlichen Ueberslegenheit, die ihr eigen war. Er aber behauptete steif und fest, daß mit dem gestrigen Tage, da seine Liebe sich entsfaltete, auch der Frühling begonnen habe und daß nichts

mehr ihn aus dem Lande jagen könnte. "Wenn's mal ansfängt warm zu werden, kann man getrost sagen, jeht sei des Winters Not — du weißt, so reden die Minnesänger des Mittelasters — vorbei," dozierte er in sehrhaftem Schulmeisterton.

Sie sagte nichts darauf als:

"Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht, Er fiel auf die zarten Blaublümelein, Sie sind gestorben, verdorben."

Ich hatte nun genug gehört. Die unfreiwillige Horchersrolle behagte mir ohnehin nicht, und zudem kam, daß bei dem Gebaren der beiden jungen Leute eine sonderbare Stimmung mich befiel. Ich wußte nicht recht, was es war, aber auf einmal mußte ich lächeln, so daß ich selbst über mich erschrak. Wie sollte ich mirs deuten? War es die ungetrübte, eifersuchtslose Freude an dem harmlosen, leichten Glücke der Berliebten, die mich so munter machte? War es Wehmut um mein so ähnliches, verlorenes Paradies? Oder war es Mitleid, ein bischen weltweises, erhabenes Mitleid eines schmerzgeprüften Steptikers? Ich wußte es nicht. Aber während ich zur Mittagszeit mich heimwärts wandte, fühlte ich, daß sich in meiner Bruft eine Wandlung vollzogen hatte. Ich fing an, meine Erlebnisse mit dem Geschäder der beiden Rinder zu vergleichen, und immer beutlicher tam mir jum Bewußtsein, daß es nicht viel mehr gewesen war. Und das war mir fast ein Trost. Seute wehte der Wind so lind. Und die Sonne schien wunderbar lockend und warm. Blumen begannen zu sprießen, Schmetterlinge entfalteten ihre goldenen Schwingen. Aber wie hatte nur das gescheite, ahnungsvolle Mädchen gesagt: Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht . . . . Und alle diese zu früh Erstandenen mussen sterben und verderben. Solches dachte ich auf dem Seimwege, und unterdessen überzog sich des Himmels wonnige Bläue. Als ich vor meiner Haustüre stand, fielen die ersten großen Floden. Aber mir waren sie ein Trost, und ich sagte erleichtert zu mir selber: Es war vielleicht doch zu früh, und der zerstörende Reif hat fommen muffen. Gang gleich, wie er zu den beiden ver= liebten Närrlein geben wird. Aber einmal wird der starke, leuchtende Frühling die Lande wonnig heimsuchen, und da ist es gut, wenn des Menschen Seele durch Brüfung und Schmerz reif und groß geworden ist, um die Gewalt des einzigen, göttlichen Erlebnisses der wahren Liebe, das über jeden Menichen wie eine glühende Simmelswolfe fahrt, ertragen und erleiden zu können.

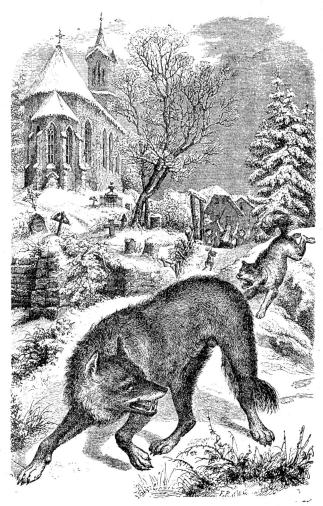
Und wie neugeboren rannte ich die Treppen empor und öffnete in meinem Zimmer alle Fenster, ohne darauf zu achten, daß die nassen, mächtigen Flocken ineinemzu auf dem Parkettboden zergingen.

# Die Wölfe der Schweizeralpen.

Wir haben es vor kurzem erst ersebt, daß in den Steirischen Alpen ein Wolf sich monatelang herumtreiben, Hunderte von Schafen und Nindern zerreißen und so zum gefürchteten "Bauernschreck" werden konnte, die ihn endlich das tötliche Blei niederstreckte. Es dürste viele unserer Leser interessieren, was der trefsliche Friedrich von Tschu di ums Jahr 1848 herum in seinem klassischen Buche "Das Tierleben der Alpenwelt" über das Auftreten und das Schickal der letzten Wölse im Schweizerland zu erzählen weiß. Ob es die letzten waren für alle Zeiten? Schon hört man vom Wiederauftauchen der Wildkagen im Jura. Wenn der Krieg noch lange dauert, dürste er im unglücklichen Frankreich Kulturzustände hinterlassen, die dem Fortsommen der Raubtiere förderlich sein müssen. Wer weiß, ob wir nicht einmal noch ähnliche Schrecken erleben werden, wie 1914 die Steiermärker? Tschudi schreidt:

. Die Wölfe sind seit Beginn unseres Jahr= hunderts in der Schweig eine Seltenneit geworden, und man bezweifelte, ob man sie überhaupt noch zu den ständigen, bei uns sich foripflanzenden Raubtieren des Gebirges zählen dürfe. Haben wir doch keine so großen zusammen= hängenden, nicht zu durchdringenden und beherrichenden Waldgebiete, wie diese Tiere zu ihrer weiten Jago beourfen. Und doch möchte das Engadin mit seinen hopen Gebirgs= waldungen der Südseite, seinen durchaus unzugänglichen Bergschluchten und öden Steintälern, die nördlichen Alpentäler des Tessins, die hohen Walliser= und Bernergebirge, der Jura bis ins Pruntrut, wo noch oft junge Wölfe gefunden werden, als ständiger Wohnort einiger Wolfs= familien zu betrachten fein. Dort haufen sie im Sommer in der tiefften Burudgezogenheit. Mit der größten Borsicht verlassen sie ihre Schlucht; da sie nicht so klug und unvermertt wie die Fuche ju rauben verstegen, muffen fie sich weiter von bewohnten Geländen halten. In der erweiterten Höhle eines Dachs= oder Fuchsbaues wirft die Wölfin im April ihre 4—9 blinden Jungen mit rötlich= weißem Wollhaar. Im hintersten Wintel der Wolfshöhle liegen die kleinen, niedlichen Tierchen auf einem Säuflein, während Mutter oder Vater auf Proviant ausgeht. Gelten verlassen beide alte Wölse zugleich ihre Kinder, da diese bald der gilenfalls in der Nachvarschaft hausenden Betterschaft dur Beute würden. Leise, stets lauernd, mit schiefem, scharfem Blid, halb furchtsam und halb tölpisch durchforscht der alte Mörder, den sein hagerer, knochiger Bau, sein schleichender, unentschlossener Gang charafterisieren, gegen den Wind das Didicht des Hochwaldes und hinterläßt eine Fährte, die der eines großen Hundes ähnlich, aber länger, breiter und gewöhnlich schnurgerade ist. Widerlich und unangenehm in seinen Manieren, gierig, boshaft, verschlagen, gehässig in seinem Naturell, unerträglich durch seinen abscheulichen Geruch, ist er ein Schred der Tierwelt, der er sich naht. Mit hängendem Schwanze lauert er auf die spär= liche Beute, beschleicht ein Safel- oder Steinhühnchen, paßt den Ratten, Wieseln und Mäusen auf und schlingt auch eine Eidechje, eine Rrote, einen Grasfrosch oder selbst eine Blindschleiche oder Ringelnatter hinunter, wenn ihm bessere Jagd abgeht. Größere Tiere verfolgt er laufend, bis sie mude sind, was die Ratenarten nie tun. Doch verscheucht er durch seinen Gestant und sein tölpisches Wesen oft alles Getier (er ist bei weitem nicht so vorsichtig und elegant in seinem Auftreten wie der kügere Fuchs) und lungert beinmager elend und verkommen viele Nächte lang durch die menschen= leeren Felsenödungen. Im Winter vermehrt die Ralte seinen ohnehin fast unersättlichen Heißhunger; doch ist dann die Jagd besser, die Fährte sicherer. Er überrascht den weißen Alpenhalen und selbst den vorsichtigen Fuchs; aber immer hungrig und gierig schleicht er mit seinen schiefen, funteln= ben Augen, die furgen spigen Ohren stets aufgerichtet, den fuchsartigen Ropf lauernd nach allen Seiten hin wendend und den Hinterförper einziehend, als ob er lendenlahm ware, von Berg zu Berg, von Wald zu Wald und heult in den falten, frostilirrenden Wincernächten ichauerlich durch die in Schnee begrabenen Hochweiden. Dann dehnt er seine Jagd nicht bloß stundenweit aus, sondern geht durch ganze Alpenzüge, vom Engadin durch die Berner und Walliser Alpen bis in die offenen Ebenen des Waadtlandes oder vom Wasgau den Rhein hinan und die ganze Jurakette entlang, ein Schreden für Mensch und Tier. Basel, Solothurn, Aargau, Freiburg, Zürich wurden oft von Wölfen besucht, aber immer nur im strengen Winter. Bei Olten wurde 1808 der lette geschossen; im volk- und tierreichen Waadtlande dagegen erscheint er von Zeit zu Zeit, der letzte wurde 1849 im November erlegt. Im Jahre 1557 erschlugen zwei junge Burschen einen Wolf bei Appenzell unter dem Klosterspit und nahmen ihm fünf Junge; der lette wurde daselbst im 17. Jahrhundert im Steineggerwalde erlegt. Much nach den fleinen Kantonen streiften sie häufig aus

den tessinischen und Bündner Bergen. Die Obrigkeit von Glarus setzte in den achtziger Jahren ein Schufgeld von



Der Wolf.

fünfzehn Louisd'or auf einen Wolf, der unter den Schafsund Ziegenheerden die größten Verheerungen anrichtete. Bald wurde der Räuber in den Näfelserbergen geschossen. Er wog 71 Pfund. In den tessinischen Tälern Berzasca, Lavizzarra, Maggia scheinen etliche Wolfsfamilien stehende Quartiere zu haben; sie werden dort fast regelmäßig gesehen und streifen dis Bellinzona. In Pruntrut findet man fast alle Jahre junge Wölfe, die entweder dort geworfen wersden oder aus den nahen französischen Waldgebirgen einswandern.

Vor dem Beginn unseres Jahrhunderts war die Auffindung einer Wolfsspur das Signal jum Aufbruch ganger Gemeinden, und die Chronik erzählt: "Wiebald man einen Wolf gewahr wird, schlecht man Sturm über ihn: alsdann emport sich eine ganze Landschaft zum Gejägt, bis er um= bracht oder vertriben ist." Letteres geschah bei solchem ,gemeinen Gejägt" denn auch häufiger als ersteres, da die Wölfe, besonders wenn sie starte Beute gemacht haben, als ahnten sie die notwendig eintretende Verfolgung, rasch das Revier verlassen. Man bediente sich großer Netze, "Wolfsgarne", die der Reisende noch jett in den Leberbergischen Dörfern und auf dem Rathause zu Davos sieht, wo bis in die neueste Zeit noch mehr als dreißig Wolfs= föpfe und Wolfsrachen unter dem Bordache herausgrinsten und ihm wohl deutlich genug erzählten, wie furchtbar häufig diese Bestien in jenen Gebirgen hausten. Gar talte Winter. die alle Alpentiere den Tälern zutreiben, zwangen die Wölfe

oft, sich bis an die größern Städte hinanzuwagen, und wir lesen in den Chroniken oft genug, wie im sechzehnten Jahrhundert und bis in die neuere Zeit diese Tiere selbst bei Zurich und Schaffhausen Menschen und Tiere zerrissen, die Schindanger aufsuchten und die Hunde an der Rette erwürgten. Im waadtländischen Jura besteht heute noch, besonders in Vallorbes, eine eigentümliche Organisation der Wolfsjagd, die ausschließlich einer bestimmten Jagdgesell= schaft angehörte, welche ihre Beamtungen, Satungen und Gerichtsbarkeit hat. Bom Anführer werden die Jäger in zwei Rotten geteilt, deren eine, mit Flinten bewaffnet, sich still auf den Anstand stellt, während die mit blogen Anitteln bewaffneten Treiber ihnen das Wild lärmend zujagen. Sowie es erlegt ist, verkunden sechs Posaunen den Tod des Räubers. In der Dorfschenke folgt nun auf Rosten seines Balges ein großes Fest, wobei solche, die den Befehlen des Führers zuwidergehandelt, mit Wassertrinken bestraft und mit strohernen Retten gebunden werden. Da man nur Mitglied des Klubs werden fann, wenn man drei glüdliche Wolfsjagden mitgemacht hat, pflegen die Bater ichon fleine Rinder auf dem Arme mitzunehmen.

(Shluß folgt.)

## S. Zurlinden, Der Weltkrieg.

Einige Anmerkungen zu einem schweizerischen Kriegsbuche.

In einem Brief hat Ernst Sardt, der Dichter der "Gudrun" und des "Tantris der Narr", die gewaltigen Unterschiede gekennzeichnet, die heute in der Borstellung der Bölker vom Wesen des Krieges herrschen. "Als ihr singend ausrücktet, summten in unserm Ohr all die alten Soldaten= und Reiterlieder nach, die wir schon aus den Kinderfibeln kannten, dichterische Berherrlichungen des menschlichen Krieges von ehedem, Lieder von frischen, fröhlichen Gefechten im Sonnenschein, von der Schlacht, die am Morgen begann und vor den Sternen zu Ende ging, vom Gefühl des greifbaren Sieges unter Trompetenklang und vom lustigen Tod auf grünen Matten. Glauben Sie mir, mein Freund, es ist niemand mehr in der Heimat, der den Krieg mit diesen Augen von ehemals sieht. Wir tragen in uns das höllenhafte Bild der grauen, brüllenden Einöde, die Euer Schlachtfeld geworden ift, wir wissen Guch in und unter der feuchten, kalten Erde, auf die Tag und Nacht und Nacht und Tag der Trommelschlag des Granatseuers mit seinen wahnwitigen Riesenfäusten hämmert, wir wissen von dem sengenden Sensenhieb der Flammenwerfer, deren qualmende Glutzungen nach Guren fauernden Leibern reden. wir wissen, daß Ihr wie Taucher im Wasser unter Masken atmen mußt, weil dieser Krieg sogar Gottes reine Luft verpestet: Ein Seld, wer es eine Stunde lang trägt, und ihr tragt es Monate und Jahre."

Diese Worte sind nicht die ersten, die davon zeugen, wie grauenhaft das Erwachen der friegführenden Mensch= heit war, als sie eines Tages entdeckte, daß sie an einen ehernen Gott geglaubt hatte und nun einen tierisch gemeinen Rentaur mit bluttriefender Schnauze por sich aufsteigen fab. Nirgends hat sich dies Erwachen besser gezeigt als in der Runst. Was wir ja heute als Kriegskunst bezeichnen, das ist allzuhäufig bezahlte Arbeit nicht gerade gewissenhafter Illustratoren, deren Erzeugnisse dazu dienen, die Kriegslust zu heben, so gut und so schlecht, wie die Leitartikel der Bresse auch. Aber schon in der Kriegslyrik, die zu Anfang des Krieges wie eine entdämmte Flut losbrach, waren Tone ju hören, die aus einer andern, menschlichern Welt gu kommen schienen; es war nicht alles nur Nachahmung des jungen Rörner und Uebertrumpfung der Rleist'ichen Saßgefänge; aber auch die Bielen und Bielzuvielen, die nicht genug in Trompetenlnrik schreiben konnten, sind heute verstummt, weil ihnen die grause Luft des Krieges den Atem

verschlagen hat. Aus dem Erleben dieser Tage heraus wächst nach und nach die große künstlerische Bisson vom wahren Wesen des Krieges, und die ist nicht mehr so, wie sie etwa noch Menzel gesehen hat, als er die Kriege Friederichs II. illustrierte; die ist so, wie sie heute W. Krain schaute, als er den Krieg in seinen sieden gewaltigen Blätetern darstellte.\*) Die Kabinette sind da zu Pulvertürmen geworden und die Telegraphendrähte zu Zündschnüren, an denen der verheerende Funke dahinrast; die Fahnen einer Siegesseier werden zu den Leichnamen Gehenkter, die im Winde ihre Tänze taumeln; die löwenhaste Tapserkeit wird zu einem löwenhasten Blutrausch: der Kops einer Löwin taucht aus einem blutdampsenden Meer auf — so sehen sie heute den Krieg, deren Gehirne nicht in der Maschinerie des Krieges nur willenlose Käder sein wollen.

Das Bolf benkt anders über den Krieg als es vor vier Jahren noch dachte und denken konnte; ein Kampf gegen den Krieg erhält ganz andere Impulse, darf mit viel angespannteren Kräften rechnen als je vorher. Wird dieser Kampf dann noch geführt, einzig und allein um der Sache der Menschlichkeit und keiner Partei der Kriegkührenden zu dienen, nicht Franzos und nicht Ruk, nicht Deutschem und nicht Bulgar, sondern allen zusammen und denen, die schaudernd beiseite stehen dazu, dann muß die Rede eines gerecht denkenden Mannes so eindringlich, so überwältigend neu und groß werden, daß niemand sich ihr wird entziehen können.

Jedem, der nun an die Untersuchung über des Krieges Wesen herantritt, wird nicht erlassen werden können, sich zu fragen: Was willst du? Willst du nur feststellen, nur untersuchen, oder willst du zu neuen Taten auffordern? Willst du deine Aufgabe als Wissenschafter oder als Philofont lofen? Willst du nur Forscher sein oder vielleicht sogar Richter? Die zweite Art wird für viele die verslockendere sein. Selbst der Wissenschafter wird sich der lodendere sein. Selbst der Wissenschafter wird sich der Bersuchung nicht entziehen können, gewisse Schlukfolgerungen für unser Berhalten aus seinen Ergebnissen zu gieben. Wer aber als Richter auftritt, der muß sich legitimieren fonnen, daß rein seine Absichten und edel sein Berg geblieben ist. Ift es nun gar ein Neutraler, der kommt um zu richten. nicht über die gerechte Sache der Bolker, sondern über die Sache des Krieges, dann muß man von ihm, der am Schatten sist und das sengende Feuer nicht auf dem eigenen Fleische spürte, dreimal mehr Gewissenhaftigkeit, große menschliche Liebe und Verzicht auf alle, aber auch auf jede Ueberhebung fordern.

Fast alle diese Ausweise bringt Jurlinden mit. Nicht, daß er ganz vorurteilslos wäre. Sein Borurteil ist das des gerechten, urteilenden Menschen, der nach dem Gesetz, das er in sich trägt und das er Jahre hindurch befolgte, die Erscheinungen der Welt beurteilt und sich auch durch das große Ausmaß der Dinge nicht erschüttern läßt, sons dern immer das wahre Wesen der Dinge, ihren Wert zu erkennen sucht.

Er ist Demokrat. Er glaubt heute, da der Obrigkeitsstaat seine Triumphe seiert, an den Bolksstaat. Er glaubt in der Zeit, da der blinde Autoritätsglaube der Menschen einzige Bestimmung zu sein scheint, an die Freiheit der Selbstbestimmung und der Selbstregierung. Er ist ein guter Schweizer getreu den alten Traditionen unseres Staatswesens; er will sie nicht um radichender Erfolge willen preisgeben; er läßt sich durch Unterseeddoore und Stodamörser nicht abschrecken. Er bleibt mannhaft und kämpft gegen den Krieg als Freund des Bolkes und nicht nur der Wenigen, die zufällig die Auserlesenen zu sein glauben. Er bringt die Liebe zu den Unterdrückten und Geknechteten mit. So hat er ein Werk begonnen, das mehr ist als nur ein Buch. Dies Buch kann ein Schickslau werden. (Fortsehung folgt.)

<sup>\*)</sup> Der Krieg, 7 Blätter. Allen Bölkern gewidmet von W. Krain. Berlag Orell Füßli, Zürich. Preis: Fr. 7.